



Feierabend



Die Verschwörung gegen das Geld.

Eine Falschmünzergeschichte von A. Schulte.

Jack Grinlay war vor zwanzig Jahren aus einem Amerikaner ein Russe geworden. Aus Gründen, die damals viel Aufsehen erregten und ihm den Aufenthalt in den Staaten verleideten.

Nun war er zur angelsächsischen Rasse zurückgekehrt und sein schöner neuer Paß lautete auf den Namen Peter Hart, Bankier aus Ontario.

Lebte das Leben eines reichen Mannes in London, streifte in den eleganten Lokalen herum, machte eine Menge Bekanntschaften.

Nun und nach drei Tagen erschien er in der Westminster-Bank und behob 60.000 Pfund Sterling. Man hatte sich auf alle möglichen Arten vergewissert, daß ein Betrug ausgeschlossen sei. Der Scheck blieb in Ordnung, und Grinlay erhielt die große Summe. Er ließ sie sich zum Großteil in Zweipfundnoten auszahlen.

Am Abend saß er mit dem jungen Chard zusammen, dem berühmten Zeichner, und mit Pantin, dem Chef von Pantin u. Co.'s, Druckerei.

Man hatte gut gegessen und reichlich getrunken und hing jetzt Ideen nach, entwickelte alle möglichen Pläne, um ausgiebig zu Geld zu kommen.

Von Pantin wollte die Konkurrenz wissen, daß er trotz der Ehrwürdigkeit seiner Firma vor dem Konkurs stehe. Und auch Chard schien mehr mit Schulden als mit Bargeld gezeichnet.

Und so war man auf ein großes Verbrechen zu sprechen gekommen, das eben die Deffentlichkeit in Atem hielt, eine Geldfälscheraffäre, in die recht bekannte Leute verwickelt worden waren. Alle wurden erwünscht.

„Und doch . . . warum eigentlich sollte man nicht Geld fälschen . . .?“ fragte Grinlay. „Weil nichts daran zu verdienen ist . . .“ Pantin lehnte sich zurück und seufzte. „Einzig und allein, weil das Ganze ein sehr schlechtes Geschäft ist,“ sagte er gedehnt. „Es ist unmöglich, daran zu verdienen. Technisch . . . technisch ist die Sache ohne besondere Schwierigkeiten. Man kann fast alle Banknoten der Welt so nachmachen, daß sie auch von Sachkundigen nicht als Fälschungen erkannt werden. Diese niederen Werte zumindest, deren Papier wenig kompliziert

ist. Nur: Die Sache kostet enorm viel Geld. 20.000 Pfund sind da in den ersten Tagen weg . . .“

„Und wenn man so viel oder mehr investiert?“

„Sie können praktisch also doch nur Zweipfundnoten fälschen,“ warf Chard ein. „Aus technischen Gründen. Und da müssen Sie schon eine ganze Menge drucken, nur um die Spesen hereinzubekommen.“

„Und wenn ich eine Million drude oder zwei . . .“ Grinlay war in Begeisterung geraten.

„Sie vergessen eines: Banknoten haben Nummern,“ meinte Pantin. „Nummern, die sofort zu Verrätern werden. Wenn alles an den falschen und echten Noten ganz gleich ist. Die Nummern dürften es nicht sein. Wie aber wollten Sie das bei großen Mengen verhindern? Wie wollen Sie das Erwischtwerden verhindern?“

Grinlay war aufgestanden, ging ein paar Schritte auf und ab, blieb dicht vor Pantin stehen. Langsam sprach er jetzt, jedes Wort betont.

„Nummern? Gerade die helfen zum Erfolg. Ein wirklich raffinierter Fälscher, ein Verbrecher mit Phantasie, sehen Sie, der würde sich beispielsweise 30.000, 40.000, 50.000 Pfund in Kleingeld verschaffen, in Noten der Art, die er fälschen möchte.“

Dann würde er sich schön Nacht für Nacht hinsetzen und die Nummern dieser echten Noten registrieren. Wozu? Um sie auf seine falschen zu drucken . . .“

Er behält die echten Noten im Tresor, bezahlt mit seinen falschen die Spesen, kauft Aktien mit ihnen, wechselt die wieder gegen Kleingeld ein. Dann beginnt er von vorne. Es wird erst schwierig werden, dieses etwas zeitraubende, aber absolut sichere Spiel, wenn der Markt mit Falschnoten überschwemmt ist. Aber zu diesem Zeitpunkt wird unser Freund schon einige Millionen echter Noten besitzen . . .“

Glauben Sie da noch immer, daß Banknotenfälschen ein schlechtes Geschäft sein muß?“

Wenige Wochen nach diesem Gespräch eröffnete also Grinlay eine Filiale des Bankgeschäftes Hart, Ontario, in der City, um die gleiche Zeit bekam die Druckerei

Pantin eine Menge hochwertiger Aufträge und um die gleiche Zeit besaßen einige Angestellte der Papierfabrik, die sich auf Banknotenpapier eingestellt hatte, auffallend viel Bargeld.

Dann geschah achtzehn Monate anschließend nichts.

Aber zu diesem Zeitpunkte lagen in den Tresors von Pantin u. Co. vier Millionen Pfund Sterling in echten Noten der Bank of England und in den Tresors von Hart u. Co.'s stauten sich Gold-Sovereigns in erstaunlichen Mengen.

Grinlay hatte lange Konferenzen mit allen möglichen exotischen Leuten, er hefte drei Sekretäre halb zu Tode, schien im Fieber zu leben.

Und dann kam dieser Mittwoch, an dem Ethel Pantin, die sich mit Chard verlobt hatte, zu ihm ins Büro stürzte, bleich und kaum fähig zu sprechen.

„Morgen früh räumt Grinlay die Tresors aus,“ sagte sie.

Chard fuhr auf. Wußte, daß das Erwischtwerden, Verfolgtwerden zumindest bedeutete, wenn echte und falsche Noten auftauchten.

Er dachte nach. Und als er alle Konsequenzen sich vorstellte, verließen ihn keine Kerben. Ethel rüttelte ihn auf. „Es geht nicht um Vater und dich . . . es geht um weit mehr . . . Alles Bestehende wird morgen zerfallen . . . Grinlay hatte das Telefon nicht aufgelegt, ich rief ihn an, konnte Bruchstücke eines Gespräches hören . . . Er läßt die echten und die falschen Noten bei allen Banken Englands präsentieren. Seine Agenten spielen die Unwissenden. Werden fragen, wieso es kommen kann, daß sonst ganz gleiche Noten auch gleiche Nummern haben . . . Ich weiß es nicht, wieso ihr diesen teuflischen Plan nicht errietet . . . Morgen jedenfalls wird Panik ausbrechen. Alles ist verbreitet. Grinlay hat doch Zeitungen gekauft, er muß Agitatoren haben. Am Freitag sollen die Löhne ausbezahlt werden. Morgen aber werden seine Leute auf den Straßen beweisen, daß keine Möglichkeit mehr bestehe, echt von falsch zu unterscheiden. Das Geld wird wertlos sein, von einem Tage zum andern. Eine Fiktion wird zerstört sein. Denn warum sollen nur Millionen Zweipfund-

noten wertlos sein warum nicht auch alle anderen Werte?

Grinlay hat Gold, hat Getreide, hat Hunderte Waggons mit Nahrung. Die anderen werden hungern. Werden revoltieren.

Grinlays Flugzeug wird ihn in zwei Stunden auf seine Facht bringen. Seine Agenten aber werden aus dem Trümmerhaufen unserer Wirtschaft alle wertvollen Stücke verkaufen und Milliarden mit euren falschen Millionen gewinnen."

Chard war regungslos geblieben bei diesen Bildern. Angst sogte ihn auf. Pläne machten sie beide, immer neue, immer hoffnungslosere. Alles schien kindisch gegen das Spinnennetz, das Grinlay ein Jahr lang gesponnen hatte.

Es war Nacht geworden, da sprang Chard auf. "Wir müssen echt und falsch vertauschen, Ethel," rief er fast. Sie stürzten in den Tresorraum, der die echten Noten barg.

Vier Stunden lang wälzte sich der Rauch aus dem Schornstein der Firma Pantin u. Co's. Chard und Ethel standen im Kesselraum, schaukelten Pfundnoten in die Feuerung. Der Berg kostbaren Papiers nahm kein Ende. Ethels Kleider waren versengt, halbnaht stand sie da.

Es fehlte eine Stunde auf Mitternacht, als das Feuer langsam erlosch, die echten Noten vernichtet waren. Nun zirkulierten die falschen wie bisher. Aber niemand würde es merken können.

Zwei Tage später fanden sie Hart, Grinlay also, tot in seinem Büro. Selbstmord im Wahnsinn. Niemand zweifelte daran. Denn man hatte ihn über Dokumenten gefunden, die phantastische Spekulationen gegen das Pfund enthüllten, fand Aufzeichnungen über Transaktionen, die nun irrsinnig erschienen . . .

Die Verschwörung gegen das Geld war mißlungen . . .

Die Pyramiden.

Von Dr. G. Benzmer.

Von der Ausgrabungstechnik, der Wissenschaft des Spatens, erzählt in leichtverständlicher und anregender Darstellung ein soeben im Verlage der Franckschen Verlagehandlung, Stuttgart, erschienenes Buch „Schätze unterm Schutt“ (Wf. 5.20, geb. Wf. 6.50), dessen einzelne Teile von hervorragenden deutschen Archäologen verfaßt wurden und das neben elf Abbildungen 24 wunderbare Kunstbrustafeln enthält. In einer vorzüglichen Abhandlung über die „Wissenschaft des Spatens“ von Professor Dr. Hans Lamer werden die Geschichte und die Bedeutung der Archäologie sowie ihre Zwecke und Ziele erläutert, in den folgenden Kapiteln wird der Leser an die Stätten alter Kultur in Mesopotamien, in Ägypten, in Griechenland, in Rom und Pompeji geführt. Mit Erlaubnis des Verlages geben wir aus dem Kapitel des höchst empfehlenswerten Buches „Stätten alter Kultur in Ägypten“ eine Stelle wieder:

Der Gedanke an die uralte Geschichte Ägyptens läßt den Reisenden nicht los.

Denn kaum sind die Häuser von Zakazil wieder hinter Nazien und Sylonoren verschwunden, so scheiden sonderbare, dreieckige Gebilde in den Horizont. Im allerersten Augenblick weiß man mit der seltsamen Erscheinung, die im Bilde der Landschaft etwas durchaus Neues, nie zuvor Geschautes darstellt und deren Einzigartigkeit man sogleich spürt, nicht recht etwas anzufangen. In der nächsten Sekunde aber hat man's: es sind die Pyramiden.

Steht man dann ein paar Stunden später — denn der erste Ausflug von Kairo gilt natürlich den Pyramiden von Gisch — am Fuße der steinernen Riesen, die ein schier übermenschlicher Ewigkeitswille aus dem Sande der Wüste emporwachsen ließ, so geht's einem zunächst ähnlich wie beim ersten Anblick aller „Weltwunder“, von denen man vorher schon allzuviel hörte und las: man spürt — ob man sich's nun eingesteht oder nicht — etwas wie Enttäuschung. Und ganz allmählich erst, wenn die Wirklichkeit über das Bild der Phantasie Herr wurde, geht einem der Sinn für das Ungewöhnliche auf, das Menschenhände hier geschaffen. Gebirge von Stein sind es, die aus dem Wüstenland emporsteigen, ebenso unver-

gänglich wie der Ewigkeitsglaube derer, die sie erbauten. Man mag die Pyramiden, an denen Hunderttausende von Menschen jahrzehntelang arbeiteten, als Ausgebirten übersteigerten Pharaonenwahns ansehen: democh packt den, der sich am Fuße dieser steinernen Gigantensäulen und zeitlich zum Nichts, zum winzigen Eintagswesen zusammenschrumpfen spürt, die ungeheure Wucht, mit der vor Jahrtausenden ein Volk seinen unwandelbaren Ewigkeitsglauben vertieberte.

Der Tod ist ewiges Leben; niemand aber hat so sehr Anspruch auf die Ewigkeit, wie der König, Sohn und irdische Verkörperung der Gottheit selbst. Indes, nur dann darf der Verstorbene des Weiterlebens nach dem Tode gewiß sein, wenn sein Leib erhalten bleibt und wenn sein Schutzgeist, der „Ka“, in irgendeiner Nachbildung des Verstorbenen, in ein Bild, eine Statue oder eine den Zügen des Lebenden nachgebildete Mumienhülle eingehen kann. Den Leib des Dahingewesenen vor der Verwesung zu schützen, ihm ein unzerstörbares Totenhäus zu bauen, ihm für den „Ka“ lebensähnliche Bilder und Plastiken mit ins Grab zu geben, ist also oberstes Gebot.

Wie aber verfaßt man gerade auf die Pyramidenform? Das Viereck, die Grundfläche, ist den alten Ägyptern Sinnbild der irdischen Welt; das Dreieck, wie es in den vier Seitenflächen wiederkehrt, Symbol des Göttlichen. Das allseitig begrenzte Viereck drückt menschliche Gebundenheit aus, das Dreieck, dessen Spitze ins Unendliche weist, Ewigkeit und Ueberwindung von Raum und Zeit.

Bescheiden wurden die Pyramiden angelegt, wenn der Herrscher den Thron bestieg; so, daß zunächst eine kleine fertige Pyramide das Totenhäus bildete. Alljährlich vergrößerte dann der König durch schichtenweise ungelegte Steinmütel den Bau. Starb der Herrscher, so wurde nur noch die äußerste Schicht vollendet, so daß die endgültige Größe getreuen Anschluß über die Regierungsdauer des Erbauers gab. Die Cheopspyramide ist die größte unter ihren Schwestern; und wirklich hat sich der mächtige Pharao Cheops, der um 2690 vor Christi Ägypten beherrschte, einer dreißigjährigen Regierungszeit erfreuen dürfen. 146 Meter, nur zehn Meter niedriger als die Spitze der Königs-Domtürme, ragt seine Pyramide in die glasklare Luft der Libyschen Wüste empor; je-

Millionen dreihunderttausend Steine von je mehr als einem Kubikmeter Inhalt von den herbeigeschleppt, um den „Lichtberg der Cheops“ aufzutürmen! Kaum vorstellbar ist diese ungeheure Menge gelblichen Kalksteins! Würde man aus ihr eine zwei Meter hohe, einen Meter starke Mauer errichten: sie würde sich 1200 Kilometer weit, also eine Strecke wie etwa von Hamburg bis Genua, hinziehen. Wie aber ist es mit den im Vergleich zur heutigen Technik bescheidenen Mitteln jener mehr als viereinhalb Jahrtausende zurückliegenden Zeit möglich gewesen, die schweren Quadern herbeizuschaffen und übereinanderzutürmen? Vieles im Bau der Pyramiden ist heute noch in tiefes Dunkel gehüllt; und wenn Herodots Schilderung im großen und ganzen als richtig gilt, so darf bei ihrer Beurteilung doch nicht vergessen werden, daß zu seinen Lebzeiten der Bau der Pyramiden auch schon beinahe zwei und ein halbes Jahrtausend zurücklag! „Zunächst wurde“, so schrieb dieser älteste griechische Geschichtsschreiber, „eine Straße angelegt, auf der die Steine vom Nil zum Libyschen Gebirge herangeschafft wurden. Sie ist ganz aus poliertem Stein mit eingehauenen Figuren gearbeitet. Zehn Jahre verstrichen über diesen Vorarbeiten, zu denen auch die Anlage der unterirdischen Kammern (für den Sarg) gehörte. Der Bau der eigentlichen Pyramide nahm zwanzig Jahre in Anspruch. Sie wurde zuerst in der Art einer Treppe mit Stufen oder Absätzen gebaut. Nachdem sie so angelegt war, hoben die Bauleute die übrigen Steine mit Maschinen, die aus kurzen Holzbohlen gemacht waren, von der Erde auf den ersten Absatz empor. Von dort ward er mit einer anderen Maschine auf die zweite Stufe gezogen usw., denn es waren ebenso viele Maschinen als Absätze. Oder man hatte auch vielleicht nur eine Maschine, die leicht tragbar war und von Stufe zu Stufe geschafft werden konnte. Sicher wurde aber zuerst der oberste Teil der Pyramide (durch Glätten) vollendet. Dann machte man sich an die nächstfolgenden Abschnitte und zuletzt an die untersten, über der Erde liegenden. Mit ägyptischer Schrift war an der Pyramide verzeichnet, wieviel für Nette, Zwiabeln und Knoblauch für die Arbeiter ansgegeben worden, und, wenn ich mich recht dessen erinnere, was der Dolmetscher, der die Schrift las, mir sagte, wären 1600 Talente (über sieben Millionen Mark) verwendet worden. Und wenn dies richtig ist, wieviel muß dann natürlich noch weiter aufgewendet worden sein für das Eisen, mit dem man arbeitete, und für die Nahrung und Kleidung der Arbeiter!“

Hat dieser ungeheure Aufwand seinen eigentlichen Zweck, die Verewigung auch des königlichen Leibes, erreicht? Ein eigenartiges Geschick hat es gewollt, daß gerade diese riesigen Totenhäuser das, was man sich von ihnen versprach, am wenigsten erfüllt haben. So manches, mit ungleich geringerem Aufwand geschaffene altägyptische Pharaonengrab birgt bis auf unseren Tag sein Geheimnis; die Cheopspyramide dagegen wurde ebenso wie ihre beiden Schwestern „heprena“ und „Mykerinos“ schon ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung von leichenschänderischen Händen durchwühlt und ihrer Schätze beraubt. Perser, Römer und Araber sind in die Pyramiden eingedrungen, um nach verborgenen Kostbarkeiten zu suchen. In neuerer Zeit hat die archäologische Forschung, mehr noch als den Pyramiden selbst, dem Gräberfeld ihre Aufmerksamkeit angedeihen lassen, das sich als Bestattungsort des königlichen Hofstaates in westlicher Richtung von der Cheopspyramide erstreckt. Aus der Menge dieser rechteckigen, oben flachen sogenannten „Mastaba“-Gräber, in denen die Reichen der Verwandten des Pharaos, der hohen Beamten

und Priester beigelegt wurden, haben die deutschen, österreichischen und amerikanischen Ausgrabungen schon manchen wertvollen Zeugen altägyptischer Kunst und Kultur ans Licht gebracht. Erst kürzlich wieder konnten hier die von der Wiener Akademie der Wissenschaften betriebenen Grabungen neue, dem Totenkult dienende Kammern freilegen und eine Reihe prächtiger Statuen zutage fördern, wie man sie den Verstorbenen mit ins Grab gab. Von prachtvoller Lebendigkeit in Gestalt und Haltung sind diese Figuren Meisterwerke einer Bildhauerkunst, die es verstand, dem spröden Material des Kalksteines mühelos jedes gewollte Motiv abzugewinnen.

Man hat früher geglaubt, in der Ursprünglichkeit jener Anlagen, die ja zu den ältesten Baudenkmalern des Menschengeschlechtes gehören, sei der Grund für diese Züchlichkeit und Schmucklosigkeit zu suchen. Die neuesten Ausgrabungen der ägyptischen Antikerverwaltung haben indessen gezeigt, daß die noch ältere Sakkara-Zeit zierlichen Schmuckformen durchaus nicht abgeneigt war. Die Stätte, an der diese Kunst blühte, gehört — ebenso wie das Begräbnisfeld von Gizeh — zu jenem riesigen Totenfeld, das in einer Ausdehnung von dreißig bis vierzig Kilometer, dem Niltal gegen Süden folgend, die Grenze von Wüste und

Fruchtland bedeckt, und aus dem weithin sichtbar die Pyramiden von Gizeh, Abousir, Sakkara, Dahschur, Faiyum usw. emporragen. Das eigentliche Wahrzeichen von Sakkara ist die aus sechs Stockwerken bestehende sechzig Meter hohe Stufenpyramide. In dem heiligen Bezirk, der sie umgibt, hat man kürzlich in den Resten einer heiter beschwingten Bauweise den untrüglichen Beweis dafür gefunden, daß der schlichte, schmucklose, wuchtige Stil von Gizeh durchaus nicht den Beginn aller altägyptischen Kunst bezeichnet. Dieser schwere, ernste Stil, der bewußt auf jeden Zierat verzichtet, muß also eine, vielleicht in irgendwelchen uns unbekanntem Geschlechten jener Zeiten begründete, absichtliche Abkehr von der lebenswichtigen Bauweise der Sakkara-Zeit bedeuten.

Daneben haben aber die neuesten Ausgrabungen von Sakkara die archäologische Forschung auch noch durch andere, höchst bedeutungsvolle Aufschlüsse bereichert. Jüngst freigelegte Grabbauten von Angehörigen des Herrscherhauses sowie die neuerdings ausgegrabenen Reste einer großen Säulenhalle haben nämlich nichts Geringeres erkennen lassen als dies: daß sich hier auf dem Boden von Sakkara der Uebergang vom uralten Holz- und Lehmziegelbau der ägyptischen Urzeit zur Steinarchitektur vollzogen hat! . . .

Ein Arbeitsloser geht von Tisch zu Tisch.

Von Fritz Schild.

Wenn mich der Ober sieht, so flieg ich raus. Hier darf die Rot den Gästen sich nicht zeigen. Ich darf die Leute ansehen und darf schweigen. Ich darf an jedem Tisch mich stumm verneigen. Pestpflaster biete ich zum Kaufe aus.

Daß Menschen gut sind, ist ein Satz, der lügt. Wer achtet hier auf müder Augen Bitten? Ich geh von Tisch zu Tisch mit leisen Schritten. Die Zeit hat alle Seelen arg zerschnitten, wofür jedoch kein Pestpflaster genügt.

Die Frauen sehen mich so prüfend an. Auch ich verstand es, Zärtliches zu sagen. Jetzt kann die holde Närrheit mich nicht plagen. Ich hab seit gestern Mittag nichts im Magen, weshalb ich schlecht mit Liebe dienen kann.

Die Tasse Tee lockt so verführerisch, daß alle Frauenlippen rasch verblasen. Ich könnte euren fatten Gleichmut fassen. Ich möchte wild in eure Herzen fassen. Ein Arbeitsloser geht von Tisch zu Tisch . . .

Die schwarzen Perlen von Olivenza

Die „Coruna“ kam von Lissabon herauf und feuerte eben an den Normannischen Inseln vorbei. Der Tag ging seinem Ende zu, und über das abendgraue Wasser des Kanals juckten die Blinkfeuer von Guernesey durch das Zwielicht herüber.

„Zu kaum zwei Stunden werden wir in Cherbourg anlegen und damit wird diese verträglichste aller meiner Reisen Gott sei Dank ein Ende haben“, dachte Miguel Elvas in seinem dunkelroten Korbsessel, betrachtete eingehend das Teppichmuster in dem um diese Zeit gänzlich verlassenen Rauchsalon, schüttelte sich einen Tropfen kölnisch Wasser in seine hohle Hand und vertrieb ihn auf der Stirn.

Miguel Elvas brachte für sein Lissaboner Haus die berühmten vierundneunzig schwarzen Perlen der Branden von Olivenza nach Frankreich. Er trug sie vom Beginn seiner Reise an in einem Lederbeutelchen in seiner Brusttasche stets bei sich; es war ein gefahrvoller Auftrag, dessen Elvas, den seine Firma wegen seiner unerschütterlichen Gewandtheit und seiner erprobten Körperkraft ausgewählt hatte, sich entledigen mußte, zumal, da man in Lissabon mit Bestimmtheit annahm, daß auf Miguel ein Anschlag zumindest nicht unverhört gelassen werden würde. Merkwürdigerweise war jedoch bisher noch nicht das Geringste geschehen, das auf böse Absichten vor irgendeiner Seite her hätte deuten können. Im Gegenteil, diese Reise hatte Miguel, wenn man die geschäftlichen Unannehmlichkeiten abzog, eins der angenehmsten Erlebnisse seines Lebens zuteil werden lassen: auf der Höhe von S. Martinho hatte er an Bord die herrlichste aller Frauen, die, wie es schien, nur für die Liebe geschaffen, schmiegsame und zarte Senora la Palma kennen gelernt, die dem männlich hübschen Miguel gegenüber ihre damenhafte Zurückhaltung zum guten Teil vergaß (wenn man sich unbeobachtet wußte, versteht sich).

Senora la Palma trat mit zierlichen Schritten in den rosenholzgefärbten Rauchsalon. Elvas erhob sich rasch und begrüßte die spanische Schönheit. Sie ließ sich dicht neben ihm am Tisch nieder, und man flüsterte, da immer noch jemand außer ihnen im Raum anwesend

war, einander zärtliche Worte zu. Miguel hätte heulen mögen, daß dies alles in einer guten Stunde aus sein sollte, denn so lange würde es ihm noch dauern, bis man in den Hafen von Cherbourg einlief. Die Senora trug ein gelbseidenes, bis zum Hals geschlossenes und gerade deshalb aufreizendes Kleid von stumpfem Glanze. Ueber der Brust war es mit zwei winzigen Perlmutterknöpfen geschlossen. Als die Senora sich zu Miguel hinabbeugte, verschoben sich die Ränder, an denen der Brusteinsatz derart zusammengehalten wurde, ein wenig gegeneinander, und Elvas sah ein Stückchen Haut hindurchschimmern. Und auf dieser Haut wuchs festes, schwarzes Haar, das Haar eines Mannes. Senora la Palma schien nichts bemerkt zu haben, und es war wohl nur Zufall, daß sie sich gleich darauf erhob. Miguel zulächelte und eilig davonging. Als sie zur Tür hinaus war, faßte Elvas in seine Brusttasche. Sie war leer. Der Beutel mit den schwarzen Perlen war fort. Er sprang auf und stürzte an Deck. Es war bereits vollkommen dunkel. Die „Coruna“ glitt sanft durch das schwarze Wasser. Drüben tanzten die Lichter von Cherbourg. Miguel fand die Senora beobachtend an der Reeling stehend. Er lief, vor Erregung zitternd, auf sie zu. „Sie haben meine Perlen . . .“

Die „Senora“ hielt dem Brüllenden ihre Hand auf den Mund. „Ich weiß es, daß sie Ihnen gestohlen wurden“, sagte die Spanierin mit merkwürdig ruhigem Tone.

„Sie haben sie gestohlen, Sie! Sie sind ja ein Mann!“ Elvas wollte zum Schlage ausholen. Aber die Senora ergriff seinen Arm. „Ja“, sagte sie lächelnd, „ich bin ein Mann, Senor Albito aus Lissabon. Detektiv der Staatsanwaltschaft und von Ihrer Firma betraut, über Sie und die Perlen von Olivenza zu wachen.“

Senor Albito ließ Karte und Anweisung sehen. „Ich stellte vorhin unten im Rauchsalon fest“, fuhr er fort, „daß Ihnen die Perlen bereits gestohlen worden sein mußten. Wir werden sie aber, noch bevor wir anlegen, wieder bekommen. Wachen Sie nur jetzt, bitte, keinen solchen Lärm wie vorhin; sonst wird man auf mich aufmerksam. Sehen Sie dort

hinten die lange Gestalt an der Reeling stehen? Dieser Mann hat Ihre Perlen in der Tasche. Er ist ein Mitglied der englischen Halbstad-Bande. Ich beobachte ihn seit Lissabon.“

In der Tat konnte der erzheldene Miguel im Dunkel, dort, wo die Kommandobrücke aufstieg, einen großen Mann in späherer Haltung stehen sehen. Das Deck wurde jetzt beleuchtet. Miguel wehrte die entschlossene Unruhe, die ihn ergriffen hatte, entschlossen ab und dachte nach. Ob der Mann drüben seine Unterredung mit Albito bemerkt hatte? Wahrscheinlich, denn es geschah etwas Unerwartetes. Der Mann schwang sich mit einem Satz auf das Schiffsgeländer und sprang in weitem Bogen, den Körper kerzengerade haltend, ins Meer. Bis zum Festland wurde er nicht weit zu schwimmen haben.

„Verdammt!“ stieß Albito hervor. Einen Augenblick erschien er unschlüssig. „Es hilft nichts“, sagte er dann, stieg auf die Reeling, klemmte die wundervolle Damenhandtasche aus Schlangenhaut, die er bisher in der Hand gehalten hatte, unter den Arm und sprang ebenfalls ab.

„Erlauben Sie“, sagt Elvas, „Sie werden doch so im Schwimmen gehindert.“ Und er nahm dem Springenden im Augenblick des Absprungs die Handtasche unter dem Arme hervor.

Er hörte zwar nie mehr etwas von Senor Albito oder dem langen Unbekannten, der zuerst gefangen war, doch fand er in der Schlangenhauthandtasche des Senors einen kleinen Lederbeutel mit den vierundneunzig schwarzen Perlen unverfehrt vor. Und nun erst verstand er, warum die schöne Spanierin, als sie so munter ins Wasser häpfte, ihm, während er ihr aus purer Gefälligkeit und damit sie eine leichtere Verfolgung habe, die Tasche abgenommen hatte, einen solch bitterbösen, wütenden Blick zugeworfen hatte und daß für den Fall, daß auf Senora la Palma ein Verdacht fallen sollte, zwischen ihr und dem langen Unbekannten die Springerei längst vorher verabredet worden war.

Werner Robbenberg.

Was Glasbrenner sagt.

Ueber die Justiz.

Ganz recht: Recht muß Recht bleiben! Aber: wo es bleibt, fragen oft viele lange.

Gerechtigkeit ist ein schön' Ding, aber es gibt auch Justiz.

„Prozesse sind och bloß ein Verjüßen vor diejenigen, welche Geld haben und sich ihr Recht verschaffen können, vor den Pauperismus und de Proletarier sind se jar nich, die haben niemals recht, weil se keen Geld haben.“

Ueber die Kapitalisten und Spießer.

Das Geld muß eine Menge Luft enthalten. Wie könnten sonst diese Kerle so aufgeblasen sein?

Um etwas zu gelten, müssen sich die Nullen immer hübsch rechts halten.

Wer sind die Vornehmen? Die sich alles vornehmnehmen und sich alles vornehmen, aber nichts tun.

Die Binschganer haben eine Revolution gemacht. Juchhe! Und gleich darauf ihrem König ein Bivat gebracht. O weh!

Von den Monarchen-Freunden.

Vadierer. Gabe es keine Vadierer, so könnte auch nichts ladiert werden; könnte nicht ladiert werden, so hätten auch manche Gegenstände keinen äußeren Glanz; hätten manche Gegenstände keinen äußeren Glanz, so sähe man ihre innere Erbärmlichkeit; sähe man ihre innere Erbärmlichkeit, so möchte niemand krumme Rücken; krumme Rücken sollen aber gemacht werden, ergo — muß es auch Vadierer geben.

Widerlei Hausrezepte

Ein glänzender Rockragen wird von dem Fettglanz am besten durch einen in Essig getauchten Lappen gereinigt.

Samt reinigt man mit einem Tuch, das in Magnesiumpulver getaucht wird.

Herde oder Defen aus glasierten Kacheln soll man niemals mit Wasser abwaschen, sondern vielmehr mit einem in Terpentin angefeuchteten Tuch abreiben, bis die Kacheln rein sind. Mit einem weichen Lappen kann man dann noch nachpolieren.

Durchfall bei Hundun wird erfolgreich bekämpft durch regelmäßiges Eingeben folgender Mischung: 10 Gramm Baldrianextrakt, 20 Gramm Kampferspiritus und 100 Gramm Rotanbiumwurzelabkochung.

Frische Eier konserviert man durch Ein-tauchen in Wasserglas beziehungsweise Bestreuen; sobald der Ueberzug getrocknet ist, werden sie mit der Spitze nach unten in den Eierständer gestellt. Alle acht Tage muß die Lage der Eier verändert werden.

Gegen Husten und Blähungen empfiehlt sich der regelmäßige Genuß von Fencheltee.

Fingerabdrücke entfernt man von Del-gemälden mit einem weichen Flanellstuch, das nur in Salzwasser getaucht und gut aus-gewaschen hat.

Reinigung kann man dadurch vor Oxidie-rung schützen, daß man es mit einem in Röh-maschlensöl getauchten Flanellstuch wöchent-lich einmal abreibt.

Fell kann man aus den Haaren dadurch entfernen, daß man sich in einer Lösung von

warmem Wasser und einem Teelöffel voll So-xay den Kopf wäscht.

Um Eier, die zu hart gekocht sind, wieder zu erweichen, legt man sie in eine Schale mit kaltem Wasser und läßt sie ungefähr eine halbe Minute darin.

Linoleum bekommt nie Risse, wenn man es hin und wieder mit einer Mischung von Olivenöl und Essig zu gleichen Teilen abreibt.

Silber kann man am schnellsten dadurch reinigen und blank machen, daß man es mit Methylo-Alkohol abwäscht und dann mit einem weichen Lappen nachpoliert.

Bratpfannen, an denen Speisereste haften geblieben sind, reinigt man am besten und schnellsten dadurch, daß man sie mit Salz be-streut aufs Feuer setzt und mit Zeitungspapier abreibt. Die Sachen bleiben dann stets blü-blank. Mit Papierschale läßt sich Silber wun-derbar blank putzen.

Um Flecken aus Zeug zu entfernen, wirft man in den Kochkessel ein Stück Zitronen. Das Zeug wird dadurch schneeweiß.

Weiteres.

Unterhaltung. Zwei Herren hatten im Kaffeehaus Bekanntschaft geschlossen. Der eine, ein begeisterter Cricketspieler, erzählt dem anderen drei Stunden lang von seinen Sport-erfahrungen. Der andere Herr hörte geduldig drei Stunden lang zu, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich fragte der Cricketspieler: „Aber ich langweile Sie doch hoffentlich nicht mit meinen Erzählungen?“ „Durchaus nicht“, war die freundliche Antwort, „nur sagen Sie mir mal: Was ist eigentlich Cricket?“

Barbaren. Forschungsreisender: „Ich habe eine bemerkenswerte Entdeckung zu verzeich-nen. Es ist mir gelungen, einen Menschen-stamm zu finden, der keine Kriegswaffen sein eigen nannte.“ — Ein Gast: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß es heute noch irgendwo in der Welt Menschen gibt, die auf einem so niedrigen Niveau der Zivilisation stehen.“

Pech. „Was siehst du denn so wügend aus?“ „Habe vorige Woche meinen Muster-koffer auf der Bahn verloren. Und habe drei-hundert Mark Schadenersatz von der Bahn ver-langt.“ „Und das haben sie natürlich abge-lehnt?“ „Nein — sie haben den Koffer wieder-gefunden.“

Das Gesicht. A (auf eine Loge weisend, seinem unbekanntem Nachbar ins Ohr): „Sehen Sie doch das Affengesicht da!“ — B: „Wer denn?“ — A: „Nun, die da eben in die Loge trat!“ — B: „Es ist meine Schwester!“ — A. (betroffen): „Nein, nein, ich meine die andere, die neben ihr sitzt!“ — B: „Das ist meine Frau!“

Das Schwein. Lehrer: „Ihr habt mir nun alle möglichen Tiere genannt, Pferd, Schaf, Dohse, Hund und Rabe... kommt ihr denn aber nicht auf das eine: es hat struppige Haare, wälzt sich im Schmutz und treibt sich auf Koch-bar's Hofe herum?“ — nun Otto?“ — Otto (verschämt): „Ja!“

Verständliche Angst. Der Bräutigam hatte am Tag seiner Hochzeit den Zug verpaßt. Auf-geregter telegraphierte er seiner Braut: „An-komme nächsten Zug. Warten mit Heiraten bis ich komme. Ludwig.“

Simili. „Ich habe meiner Frau eine Ver-lenkette gekauft.“ — „Unverständlich! Sie will ein Auto und du kaufst Perlen?“ — „Nar, ich kann doch kein falsches Auto aufreiben.“

Lüchtig. „Heute war ich der einzige, der dem Lehrer antworten konnte.“ — „Was hat er denn gefragt?“ — „Wer die Scheibe im Abtritt zerbrochen habe.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zweitmil Nr. 66 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 33.

Von Gen. Franz Hyna, Postamt a. B. Schwarz: Kd4; Dh8; Tt6; Bb8, c6, e5, h5 (5).



Weiß: Kd4; Dh8; Tt6; Bb8, c6, e5, h5 (5).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 30: Dh6-b6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-nossen ein: Wlad. Rudolf, Walter Ludwig und Robel Franz, Koitlan; Jak. Alois, Zuckmantel; Fiedler Emil, Boboitz; Walter Josef, Ober-Allgers-dorf; Bogal Josef, Sobodleben; Reichenbach Ernst, Mollan; Alke Josef, Gooßdorf; Konrad Eduard, Trupschitz; Kehler Adolf, Turmitz; Hofmann Johann, Prohau; Gottfried Hans, Altdit Hans und Hermann Josef, Dohschan b. Skaab; Thiel Josef, Obergogental; Reitel Wilhelma, Arndorf b. Tetschen; Dieck Josef, Meißnerdorf; Ramm Franz, Oberleutendorf; Subal Josef, Neu-Alt-schein; Duna Josef, Postamt a. B.; Kveiner Wil-helm, Teplitz; Albert Rudolf, Profetitz; Behner Josef, Nieder-Rammitz; Dual Woff, Säradenstein; Robert Anton, Reizenhain; Häufig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Wenzel, Arndorf b. Daida; Dinneber Emil, Tetschen; Schubert Josef, Wolau.

Richtigstellung zu Nr. 31. Gen. Grimmer teilt mit, daß in Aufgabe Nr. 31 der schwarze Raß ein weißer B. ist, da sonst nach Lg6xh1 eine Nebenlösung vorhanden ist.

Briefkasten.

- B. Wilhelm, Arndorf b. Tetschen: Nr. 2 ver-wendbar, wird gedruckt.
- G. Karl, Bodenbach: Besten Dank, Brief folgt.
- G. Josef, Postamt: Besten Dank für die Aus-besserung der Aufgabe von B. H.
- G. Franz, Postamt: 1, 2 und 3 erhalten, gut verwendbar, besten Dank.
- D. Emil, Tetschen: Schlüsselfzug Da6—e5 falsch, richtige Lösung ist Th6—h5! Kann unmöglich Original sein von dir.
- G. Otto, Saaz: Nr. 4 sehr hübsch. Drei-Züger kannst du an mich für „Freien Sport“ einsenden.

Schachnachrichten.

Nach hartem geistigen Kampf sind die Bezirks-kämpfe beendet. Radstehend alle Bezirksmeister, welche nun in den Kreisen um die Siegespalme kämpfen:

V. Kreis (Teplitz):

1. Bezirk: Schachsektion Auffs-Stejska.
2. " " " Teplitz-Schönbau.
3. " " " Komotau I.
4. " " " Krosowitz.
5. " " " Postamt.
6. " " " Trupschitz.
7. " " " Neuhabell b. S. Vejsa.

VI. Kreis (Karlshob):

1. Bezirk: Arbeiterklubklub Aiß.
 2. " " " Schachsektion Eger.
 3. u. 6. " " " Königberg.
 4. " " " Marienbob.
- Ueber die Resultate der Runden werden wir berichten.